

(Nachdruck verboten.)

70)

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Nach dem Aufenthalt in der Fabrik hatte sie auf dem Lande gelebt, war dann in die Stadt gekommen, verhaftet und zu Zwangsarbeit verurteilt worden. Marja Pawlowna erzählte das niemals selbst, sondern Katjuscha hatte von andern erfahren, daß sie zu Zwangsarbeit verurteilt worden war, weil sie eine fremde Schuld auf sich genommen hatte.

Seitdem Katjuscha sie kennen gelernt, hatte sie niemals, unter welchen Umständen es auch immer gewesen sein mochte, gesehen, daß Marja Pawlowna an sich dachte; sie war stets darauf bedacht, wie sie jemand auf irgend eine Weise im großen oder kleinen helfen konnte. Einer ihrer jetzigen Freunde, Nowodworow, sagte im Scherz von ihr, sie betriebe das Wohlthun als Sport. Und das war richtig. Ihr ganzes Lebensinteresse bestand, wie für den Jäger im Aufspüren von Wild, darin, daß sie Gelegenheit fand, andren zu helfen. Und dieser Sport wurde zur Gewohnheit, wurde zum Inhalt ihres Lebens. Und sie that das so natürlich, daß alle, die sie kannten, es schon nicht mehr wert schätzten, sondern einfach forderten.

Als die Maslowa sich zu ihnen gesellte, empfand Marja Pawlowna Abscheu, Ekel vor ihr; Katjuscha bemerkte das. Aber dann bemerkte sie ebenso, daß Marja Pawlowna sich Gewalt anthat und ganz besonders gütig und freundlich mit ihr verkehrte. Und die Güte und Freundlichkeit eines so ungewöhnlichen Wesens rührte die Maslowa so sehr, daß sie sich ihr mit ganzer Seele hingab, sich unbewußt ihre Ansichten aneignete und sie unwillkürlich in allem nachahmte. Diese hingebende Liebe Katjuschas rührte Marja Pawlowna, und sie liebte Katjuscha ebenfalls.

Außerdem führte die Frauen auch noch die Abneigung zusammen, welche sie beide gegen physische Liebe empfanden. Die eine haßte diese Liebe, weil sie ihre Schreden vollständig erfahren hatte; die andre, weil sie dieselbe nie kennen gelernt, sie als etwas Unverständliches und gleichzeitig Abscheuliches, die Menschenwürde Verlegendes betrachtete.

Viertes Kapitel.

Der Einfluß Marja Pawlownas war der eine Einfluß, dem die Maslowa unterlag. Er rührte daher, daß die Maslowa Marja Pawlowna liebte. Ein anderer Einfluß war derjenige Simonsons. Dieser Einfluß rührte daher, daß Simonson die Maslowa liebte.

Alle Menschen leben und handeln teils nach ihren eignen Gedanken, teils nach den Gedanken anderer Leute. Darin, wie weit die Menschen nach ihren eignen Gedanken leben und wie weit nach den Gedanken anderer, besteht einer der Hauptunterschiede der Menschen untereinander. Die einen benutzen in den meisten Fällen ihre Gedanken als Verstandsspiel, gehen mit ihrer Vernunft um wie mit einem Schwungrad, von dem der Treibriemen abgenommen ist, ordnen sich aber in ihren Thaten fremden Gedanken, der Gewohnheit, der Ueberlieferung, dem Geseß unter; andre dagegen halten ihre Gedanken für die Haupttriebfeder ihrer ganzen Thätigkeit, hören fast immer auf die Forderungen ihrer Vernunft und ordnen sich ihr unter; demjenigen aber, was von andern entschieden worden ist, folgen sie nur selten und auch dann nur nach kritischer Abschätzung seines Werts. Ein solcher Mensch war Simonson. Er prüfte alles, traf die Entscheidung mit seiner Vernunft, und was er entschieden hatte, das führte er auch aus.

Nachdem er schon als Gymnasiast zu dem Schluß gekommen war, daß das von seinem Vater, einem früheren Intendantenbeamten, erworben Vermögen auf unredliche Weise erworben war, hatte er seinem Vater erklärt, man müsse dieses Vermögen an das Volk verteilen. Als der Vater aber nicht nur nicht auf ihn hörte, sondern ihn sogar ausschalt, ging er aus dem Hause fort und hörte auf, vom Gelde seines Vaters zu leben. Nachdem er zu dem Schluß gekommen war, daß alles existierende Böse von der Unbildung des Volks herrühre, schlug er sich nach seinem Austritt aus der Universität zu den Volksfreunden, ging als Lehrer aufs Land und predigte Schülern und Bauern kühn alles das, was

er für richtig hielt, tadelte dagegen, was er für verkehrt hielt. Er wurde verhaftet und vor Gericht gebracht. Während der Gerichtsverhandlung kam er zu dem Schluß, die Richter hätten kein Recht, ihn abzurteilen, und er sprach das aus. Als aber die Richter ihm nicht beistimmten und fortfuhren, ihn abzurteilen, kam er zu dem Schluß, nicht mehr zu antworten, und schwieg auf alle ihre Fragen. Er wurde in das Gouvernement Archangelsk verbannt. Dort bildete er sich eine Religion, die seine ganze Thätigkeit bestimmte. Diese Religion bestand in dem Glauben, daß alles in der Welt lebendig sei, daß es nichts Totes gäbe, daß alle Gegenstände, die wir für tot und anorganisch halten, nur Teile eines ungeheuren organischen Körpers seien, den wir nicht erfassen können, und daß deshalb die Aufgabe des Menschen, als eines Teilchens des großen Organismus, in der Unterstützung des Lebens dieses großen Organismus und all seiner Teile bestehe. Und deswegen hielt er es für ein Verbrechen, etwas Lebendes zu vernichten: war er gegen den Krieg, gegen die Todesstrafe und gegen jede Tötung nicht nur von Menschen, sondern auch von Tieren. In Bezug auf die Ehe hatte er auch seine Theorie, die besagte, daß die Fortpflanzung des Menschengeschlechts nur eine niedere Funktion des Menschen sei, die höhere aber im Dienst der schon existierenden Lebewesen bestände. Er fand eine Bestätigung dieses Gedankens in der Existenz der Phagocyten im Blut. Die ledigen Leute waren seiner Meinung nach dasselbe wie Phagocyten und dazu bestimmt, den schwachen, kranken Teilen des Organismus zu helfen. In dieser Weise lebte er denn auch, seitdem er zu dieser Entscheidung gekommen war, obgleich er früher, als junger Mann, anders gelebt hatte. Er erklärte ebenso sich wie Marja Pawlowna für Weltphagocyten.

Seine Liebe zu Katjuscha war seiner Theorie nicht im Wege, da er platonisch liebte und annahm, daß eine derartige Liebe nicht nur der im Dienst der Schwachen bestehenden Phagocytenthätigkeit nicht im Wege wäre, sondern dieselbe noch mehr anregte.

Abgesehen davon, daß er moralische Fragen auf seine Weise entschied, traf er auch in den meisten praktischen Fragen seine eigne Bestimmung. Er hatte für alle Angelegenheiten des täglichen Lebens seine besondere Theorie: hatte seine Regel, wie viel Stunden er arbeiten, wie viel er sich erholen, wie er sich nähren, wie sich leiden, wie er den Ofen heizen und wie er Licht anzünden müsse.

Dabei war Simonson im Verkehr mit den Leuten übermäßig schüchtern und bescheiden. Sobald er aber irgend etwas beschlossen hatte, konnte ihn nichts mehr davon zurückhalten.

Dieser Mensch nun hatte ebenfalls einen bestimmten Einfluß auf die Maslowa, und zwar dadurch, daß er sie liebte. Die Maslowa hatte das mit ihrem weiblichen Instinkt sehr bald erraten, und das Bewußtsein, daß sie in einem so ungewöhnlichen Menschen Liebe erwecken konnte, hob sie in ihrer Selbstachtung. Rechsjudow hatte ihr die Ehe aus Großmut und wegen dessen, was früher gewesen war, angeboten; Simonson aber liebte sie so, wie sie jetzt war, liebte sie ihrer selbst wegen. Außerdem fühlte sie, daß Simonson sie für ein außergewöhnliches Weib hielt, das sich von allen übrigen unterschied und besonders hohe sittliche Eigenschaften besaß. Sie wußte nicht recht, welche Eigenschaften er ihr eigentlich zuschrieb, bemühte sich aber jedenfalls mit aller Kraft, um ihn nicht zu enttäuschen, die allerbesten Eigenschaften in sich hervorzurufen, die sie sich nur denken konnte. Und dieses Bestreben veranlaßte sie, sich zu bemühen, so gut zu sein, wie sie nur konnte.

Begonnen hatte das schon im Gefängnis, als sie bei der allgemeinen Zusammenkunft der Politischen die unschuldigen, guten dunkelblauen Augen Simonsons unter der vorstehenden Stirn und den Brauen ganz besonders hartnäckig auf sich gerichtet fühlte. Schon damals hatte sie bemerkt, daß das ein besonderer Mensch sei, der sie ganz besonders anblinzelte und hatte ebenso die in ein und demselben Gesicht unwillkürlich überraschende Vereinigung von Strenge (infolge des vortretenden Haars und der gerunzelten Brauen), von kindlicher Gutmütigkeit und Unschuld wahrgenommen. Als sie dann in Tomsk zu den Politischen übergeführt wurde, sah

sie ihn wieder. Und obgleich zwischen ihnen nicht ein Wort gesprochen wurde, lag in dem Blick, den sie mit einander wechselten, das Geständnis, daß sie für einander wichtig seien. Bedeutsame Gespräche fanden auch später zwischen ihnen nicht statt, aber die Maslowa fühlte, daß, wenn er in ihrer Gegenwart sprach, seine Worte an sie gerichtet waren und er für sie sprach und bemüht war, sich möglichst deutlich auszudrücken. Besonders aber hatte die Annäherung zwischen ihnen begonnen, seitdem er zu Fuß mit den Sträflingen ging.

Fünftes Kapitel.

Von Nishni bis Perm war es Rechljudow nur zweimal gegliückt, Katjuscha zu sehen: einmal in Nishni vor Einschiffung der Gefangenen in der mit einem Netz bespannten Barke; und das andere mal in Perm im Gefängnisbureau. Und bei beiden Zusammenkünften fand er sie verschlossen und unfreundlich. Auf seine Frage, wie es ihr ginge und ob sie nicht etwas nötig hätte, erwiderte sie ausweichend, unruhig und, wie ihm schien, in dem feindselig vorwurfsvollen Gefühl, das schon früher bei ihr zum Vorschein gekommen war. Diese finstere Stimmung aber, die bei ihr nur eine Folge jener Verfolgungen von Seiten der Männer war, denen sie sich damals ausgesetzt wußte, bereitete Rechljudow Qual. Er fürchtete, sie würde unter dem Druck der schweren, demoralisierenden Verhältnisse, in denen sie sich während des Transports befand, wieder in den früheren Zustand der Zerfahrenheit mit sich selbst und Verzweiflung geraten, in dem sie von Zorn gegen ihn ergriffen war, übermäßig geraucht und Branntwein getrunken hatte, um zu vergessen. Er konnte ihr aber auf keine Weise helfen, weil sich ihm während dieser ganzen Zeit unterwegs keine Möglichkeit bot, sie zu sehen. Erst nach ihrer Ueberführung zu den Politischen überzeugte er sich nicht nur von der Grundlosigkeit seiner Befürchtungen, sondern nahm im Gegenteil bei jedem Zusammentreffen mit ihr eine immer deutlicher hervortretende innere Veränderung an ihr wahr, die er so sehr bei ihr zu sehen wünschte. Beim ersten Zusammentreffen in Tomsk war sie wieder so, wie sie vor dem Abmarsch gewesen war. Sie machte kein verdrießliches Gesicht und war bei seinem Anblick nicht befangen, sondern trat ihm im Gegenteil fröhlich und ungezwungen entgegen und dankte ihm für das, was er für sie getan hatte, namentlich dafür, daß er sie mit den Leuten zusammen geführt, bei denen sie sich jetzt aufhielt.

Nach zweimonatigem Etappenmarsch kam die Veränderung, die in ihrem Innern vorgegangen war, auch äußerlich bei ihr zum Vorschein. Sie wurde magerer, brannte ein, wurde gleichsam älter; an den Schläfen und um den Mund herum machten sich kleine Runzeln bemerkbar, sie ließ das Haar nicht mehr in die Stirn fallen, sondern band ein Tuch um den Kopf, und weder an ihrer Kleidung, noch ihrer Trifur, noch an ihrem Gebaren waren wie früher Anzeichen von Kotetterie bemerkbar. Und diese Veränderung, die sich in ihr vollzogen hatte und noch vollzog, rief in Rechljudow ein andauerndes Gefühl besonderer Freude hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

„Was Dir verhaßt ist, geboten von deinen Obren, das gebiete nicht deinen Untergebenen; in der Weise aber, die dir mißfällt bei deinen Untergebenen, diene deinen Obren nicht.“

„Die Art und Weise, die uns verhaßt ist bei denen, die vor uns sind, die sollen wir denen nicht zum Vorbild geben, die nach uns sind, und das Benehmen, das uns verhaßt ist bei denen, die nach uns sind, das sollen wir nicht zeigen gegen die, die vor uns sind.“

„Was uns nicht gefällt bei denen zur Rechten, das sollen wir denen zur Linken nicht thun.“

„Das nennt man die deutliche und untrügliche Regel für korrektes Verhalten.“

Dies Gesetz der Sittlichkeit stellt Kong-fu-tse an, der chinesische Staatsphilosoph, der vor 2500 Jahren die Lehren der erhabenen Wissenschaft schrieb.

Am Ende des 19. Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung hat der größte deutsche Philosoph denselben Gedanken vertieft und gereinigt zur Grundlage seines ethischen Systems gemacht, indem er als Grundgesetz sittlichen Handelns die Formel aufstellte: „Handle so, daß die Maxime Deines Willens jederzeit zugleich als Princip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.“ Das ist nichts anderes als in strengerer Fassung die uralte „deutsche und untrügliche Regel für korrektes Verhalten, die im sechsten Jahrhundert vor Christus der chinesische Weise als den Inbegriff aller menschlichen Gebote fand.“

Die Einheit des menschlichen Bewußtseins, über Rassen und Zeiten hinweg, offenbart sich überraschend in dieser gleichen Auf-

stellung desselben sittlichen Grundgesetzes, wie es der größte deutsche und der einflußreichste chinesische Denker, durch zweieinhalb Jahrtausend getrennt, unabhängig von einander formulierten. Es giebt eben nur eine menschliche Vernunft, und die widerspruchsvolle Vielheit gebiert der menschliche Wahrheit.

Wenn wir überhaupt ein Gesetz der Sittlichkeit aufstellen wollen, wenn wir ein festes Regulativ suchen, an dem wir alle Handlungen auf ihren Wert und ihre Berechtigung messen könnten, so ist keine andre allgemeine Formel erdenklich als jene deutliche und untrügliche Regel des Kong-fu-tse und der kategorische Imperativ Kants. Wie immer Sitten und Gebräuche wechseln, wie immer unter dem entscheidenden Einfluß wirtschaftlicher Verhältnisse die Auffassungen von Gut und Böse fliehen und schwanken mögen — stets strebt die zitternde, schwebende, kreisende Magnetnadel moralischer Anschauungen nach dem festen Pol des einen Grundgebotes: Das Gesetz und Nichtnach aller Sittlichkeit ist ihre Allgemein-giltigkeit, ihre Ausnahmslosigkeit, ihre Einheit für alle Individuen, Völker, Rassen. Ein Princip meines Handelns kann nur dann auf sittliche Würde und Wahrheit Anspruch erheben, wenn ich bereit bin, diese Handlungsweise als Allgemeinrecht anzuerkennen. Was ich will und darf, muß jeder andre wollen dürfen. Das ist die sittliche Gleichheit aller, die Menschenanständig tragen — in diesem schlichten, selbstverständlichen Gemeinpruch quillt die besuchende Fülle tiefster menschlicher Erkenntnis. In all den blutigen Klassen- und Rassenkämpfen der Menschheit leidet bewußt oder unbewußt der Grundsatz sittlicher Gleichheit, die keine aus den Erscheinungen abzuleitende Thatsache, keine Offenbarung eines Ueber-sinnlichen ist, sondern eine Aufgabe, die sich die Menschheit selbst setzt, für die sie kämpft und leidet. Die revolutionäre Parole der Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit ist nichts weiter als eine konkrete politisch-soziale Anwendung der untrüglichen Regel Kong-fu-tses.

Freilich die Weisheit des alten Chinesen hat sich in den Menschen ebensowenig bisher durchgesetzt wie die Ethik des modernen deutschen Philosophen. Gerade in der Entwicklung der herrschenden Klassen Europas im 19. Jahrhundert kam man in demselben Maße ein Abweichen von der sittlichen Erkenntnis und ein Zurückfallen in die Anarchie schrankenlos brutaler Begierden und Instinkte beobachten, als sich die unterdrückte Klasse des Proletariats immer klarer und bewußter zu dem Grundsatz der Humanität bekennt, und sich durch keine Tobjuchtsausfälle der Bourgeoisie von dieser Haltung abdrängen läßt.

Die europäische Civilisation ist nur ein dünner Leuchten-der Farbenanstrich über abgrundtiefer Barbarei. Ja, heute hat die europäische Bourgeoisie nicht einmal das schamhafte Bedürfnis mehr, durch den glänzenden Firnis über das wüste Wesen hinwegzutäuschen. Die Gewalt als das höchste Mittel der Entwicklung verkündet, heißt nichts als den Kulturgebanen negieren. Der Egoismus, der sich alles gestattet, dem andern nichts, der sich dünnelhaft die höchsten Tugenden zuschreibt und den andern mit niedrigen Beschimpfungen verlemdet, die Theorie des Zweierlei-Rechts, der Zweierlei-Sittlichkeit, die selbst zu thun begehrt, was sie an andern tadelt, das sind Verfallsercheinungen, die unsrer bürgerlichen Gesellschaft, mag sie noch so eitel im Strohlenglanz äußerlicher Er-rungenschaften stolzieren, das kulturelle Todeszeichen aufprägen.

Das humane Weltbürgerthum ist eine verhöhnnte und verfolgte Anschauung hinverbrannter Kopisten — die elke Grimasse edlen Nationalgefühls, der Chauvinismus preßt sich allüberall. Jedes Volk schämt sich selbst als angestattet mit erleuchteten Vorgesetzten — jedes andre gehört zum Menschheitspöbel. Was sich an schimpflichen Eigenschaften erkennen läßt, häuft man auf die Fremden: sie sind grausam, roh, feig, hinterlistig, schmutzig, geizig, habüchlich, verräterisch, rückständig, dumm, sie haben gar keine Existenzberechtigung und müssen von den Firmenträgern der überlegenen Kultur zerschmettert werden. Die Objekte, die man mit solchen Lasten ausstattet, wechseln. Bald sind es die Erbfeinde die Franzosen, bald Polen, Türken, Engländer, Juden. Während die deutschen Chauvinisten uns den Engländer als vertierten Barbaren schildern und für den Voeren als erhabenslen Ausdruck der germanischen Rasse schwärmen, liest der Londoner Jingo den Freiheitskämpfern von Transvaal die Liste ihrer Niederträchtigkeiten in schäumendem Zorn vor: Diese Voeren sind das elendeste Gesindel auf Gottes Welt — sie sind grausam, roh, feig, hinterlistig, schmutzig, geizig, habüchlich, verräterisch, rückständig, dumm. Waren vorgestern noch die chinesischen Kulis namentlich für unsre deutsch-nationale Agitarier Ideale von Fleiß, Geschicklichkeit und namentlich Bedürfnislosigkeit — wiederholt hat man ihren „Import“ empfohlen — so sind sie heute die wahren Bestien: grausam, roh, feig, hinterlistig, schmutzig, geizig, habüchlich, verräterisch, rückständig, dumm. Wie die Völker gegen einander gehetzt werden, so beschimpfen auch die Wortführer der europäischen Civilisation die eigenen Volksgenossen. Deutsche haben von deutschen Socialdemokraten noch weit schlimmere Dinge behauptet, als jetzt eine feile Presse den chinesischen „Mord-gesellen“ nachschimpft.

Und immer ist es die schmählische Moral mit doppeltem Boden, zu der sich die civilisierte Bourgeoisie bekennt. Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles setzt in ihre Ehre — citirt mit wilden Geberden der deutsche Zeitungschreiber. Damit will er, denkt der sittlich denkende Mensch, das Recht der Chinesen zum Fremdenkrieg verteidigen. Weit geschit! Wenn der Chinese sein Vaterland gegen fremden Einbruch, gegen Unterdrückung und Anfechtung schützen will, wenn der Chinese nicht eine nichtswürdige Nation sein mag, sondern

sich zur Wehr setzt — dann ist er der jämmerlichste Wicht, ein blutigerer Lieger, ein feiges Raubtier, ein kulturzerstrender Barbar. Nur der Deutsche darf in seine Ehre sein alles setzen, bestünde auch selbst diese Ehre in nichts als Raub, Vergewaltigung und Mord.

Right or wrong, my country, Recht oder Gewalt, was ist's, es gilt mein Vaterland — so schallt es begeistert aus dem papiernen Zeitungswald. Das soll doch wohl die Leser belehren, daß es den Chinesen gestattet sein müsse, wenn es die Rettung ihres Landes gälte, Gewalt anzuwenden, füttern das Vaterland das höchste sei? Der chauvinistische Schmod weiß solche Logik empört zurück. Der gelbe Teufel hat nur das Recht, Gewalt zu tun und er, wir haben die Pflicht, Gewalt zu üben. So sich aber der Chinese erlöhnt, um seines heimatischen Herdes willen der erwerbenden Gewalt die Gewalt entgegenzusetzen, so wird ihm solche Vethätigung des Spruchs: Right or wrong, my country, als verrückteste Unschämlichkeit auf das Schuldkonto seiner Verbrechen gebucht.

Und diese europäischen Staaten, die in solcher Weise die elementarsten Gesetze kultureller Sittlichkeit verachten, machen sich an, den Barbaren Kultur zu bringen. In Wahrheit ist denn auch alle moderne Kolonialpolitik kapitalistische Raubpolitik der grausamsten Art. Wir haben den Barbaren die Segnungen des Fufels, des Schießpulvers und der Syphilis gebracht. Wir haben große selbständige Kulturen, Schöpfungen zertrümmert, wir haben von Natur gutherzige Menschen in Wesen verwandelt, um sie dann, wenn sich die Folgen unserer Thaten wider uns selbst lehrten, niederzulassen. Wir haben nicht das, was wir an Kultur besitzen, hinausgetragen, sondern unser Barbarentum propagiert.

Die kapitalistische Ausbeutung der Länder und Völker kennt keine fromme Ehen, und wenn man die entmenschten Zivilisatoren darauf hinweist, daß die Fremden dieselbe Behandlung heischen, die wir selbst für uns fordern, so erklärt man verwundert, man dürfe doch unsere „europäischen Empfindungen“ nicht auf tiefstehende Massen übertragen; diese fremden Barbaren wüßten ja gar nichts von den sublimen Forderungen europäischen Sittlichkeitsgefühls, mit ihnen könne man nicht anders umgehen, als mit gepanzelter Faust. Wir wissen eben heute nicht mehr, oder wollen es nicht wissen, daß es nur eine Menschheit gibt, deren kulturelle Verschiedenheiten bei weitem nicht so groß sind, als unser Dünkel wähnt.

Was uns nicht gefällt bei denen zur Rechten, das sollen wir denen zur Linken nicht thun.

Das nennt man die deutliche und untrügliche Regel für korrektes Verhalten.

So sprach Kong-Fu-Tse, der gelbe Teufel, vor 2500 Jahren. —
Joe.

kleines Heuilleton.

18. Aus guter Familie. Hinter Oberwalde freuten sich die meisten Passagiere zum Schlaf zurecht. Das alte Fräulein nakste noch eine Weile an seinem Spritzchen, dann wickelte auch sie den Reisemantel zu einer Rolle zusammen, schob ihn in den Kasten und legte den Kopf dagegen. Nur die junge Frau und der Herr in der Fensterreihe blieben noch wach. Eine Zeitlang sahen sie hinaus in die Nacht, wo Bäume und Häuser wie gespenstische Schatten am Coupéfenster vorüberglitten, dann nahm der Herr das Gespräch, das vorher durch den Aufenthalt auf der Station unterbrochen war, von neuem auf: „Nein, wie gesagt — heiraten? Um Gottes willen nicht. Das kann man einfach gar nicht mehr, dazu sind die Mädchen viel zu anspruchsvoll.“

„Ach, das ist ja bloß Vorurteil!“ Die junge Frau warf den hübschen Kopf zurück. „Anspruchsvoll — auch solch' ein modernes Schlagwort. Ein Wigbold schreibt es in der Zeitung, und da es gerade zum guten Ton gehört, die Frau hermiterzureißen, schwagen es alle andern nach. Es giebt noch sehr viel anspruchsvolle Mädchen!“

Der Herr erwiderte nichts, aber er lächelte fein. Das Lächeln schien sie zu reizen, sie richtete sich lebhaft auf: „Aber natürlich anspruchsvoll — gar kein Wunder, daß Sie das sagen, wo machen denn unsere verehrten Herren der Schöpfung auch ihre Studien? Wo verkehren denn unsere jungen Leute? Immer halten sie es mit solchen Lademädchen und Nähmamsells, da geht es natürlich nicht ab ohne seine Diners und kostbare Geschenke. Warum verkehren sie denn nicht mit anständigen Mädchen in der Familie? das will kein Mensch mehr!“

„Kann kein Mensch mehr, gnädigste Frau“ — der Herr lachte — „kann es einfach nicht mehr. Sie wissen ja: War man dreimal in einem Hause, wo 'ne Tochter ist, ist man auch verpflichtet, sie zu heiraten.“

„Gott das ist ja aber gar nicht wahr! Das verlangt niemand — und wenn schon, wo denn?“ Die Dame verzog geringschädig den Mund. — „In gut bürgerlichen Kreisen doch wirklich nicht, die Mädchen aus guter Familie —“

„Na ja — die aus guter Familie!“ Der Herr lachte noch lauter, dann machte er eine abwehrende Handbewegung: „Gehen Sie mir nur mit denen aus guter Familie!“

„Aber das ist schändlich — ist —“ die Augen der Dame begannen zu funkeln.

Der Herr klopfte die Asche von der Cigarre: „Sehn Sie, da hab ich eine junge Dame genannt, sehr nettes, vornehmeres Mädchen. Als wir das fünfte Mal zusammenkommen, erwähne ich so gelegent-

lich, daß ich zehntausend Mark im Vermögen hätte, wissen Sie, was sie mir antwortet? Antwortet sie mir: „Ich habe fünftausend, macht zusammen fünfzehntausend“. Ja, sie werfen sich einem einfach an den Hals.“

„Aber Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß das eine Dame war?“ Die junge Frau lehnte sich in die Polster zurück.

„Hab' ich ja auch noch nicht behauptet, meine gnädige Frau, aber ihr Vater war Rechnungsrat, also aus guter Familie —“

Die junge Frau lachte nervös: „Na und wenn schon, es giebt ja auch Ausnahmen gewiß, aber —“

Der Herr ließ sie nicht ausreden — ohne eine Miene zu verziehen, sprach er weiter: „Sehen Sie und noch ein Fall — ich war neulich im Zoologischen Garten; es war an einem Dienstag, ein Konzertabend, d. h. ein Elitetag. Sie werden ja wissen, was da für Publikum ist, alles prima. Neben meinem Tisch saß eine Familie: Vater, Mutter, Tochter, alles hochfein, wurde sogar von Offizieren begrüßt. Wie ich ausstehe und um den See herum promenierte, ist die Tochter mit einem Mal hinter mir und sieht mich so recht schmachend an. Na, ich begrüße sie, stelle mich vor, natürlich mit 'nem falschen Namen. Wir kommen ins Gespräch und wie ich gehe, giebt sie mir ihre Visitenkarte. Feine Familie, sag' ich Ihnen. Vater hat Offiziersrang. Na, ich denke, muß doch mal sehen, was das für 'n kleines Mädchen ist, ich schreibe ihr also 'ne Karte und bitte sie um ein Rendezvous. Na, sie ist auch gekommen, vierzehn Tage hab' ich mit ihr verkehrt, dann hat' ich genug — vor Etel. Was ich in den vierzehn Tagen gelernt habe, wissen Sie — nicht einmal andeuten läßt sich das — nein wirklich — nicht einmal andeuten.“ —

Musik.

Es dürfte zweckmäßig sein, von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, daß unsere Verichterstattung manche Arten von Konzerten für gewöhnlich außer Acht lassen muß. Wir meinen die, deren Hauptbedeutung nicht in der künstlichen Pflege der Musik, sondern in anderweitigen Angelegenheiten liegt. So ist es, wenn ein Konzert der simplen Unterhaltung, der Bierwürze, der Geselligkeit, der Parade von Vereinen, Säulen usw., eines wohlthätigen Zwecks, einer religiösen oder weltlichen Erbauung und dergleichen halber stattfindet. Dadurch fallen also die eigentlichen „Konzerte“, die Fest-Konzerte, die Vereinsveranstaltungen, die Prüfungs-Konzerte der Konservatorien, die Feierungen öffentlicher Dinge, die Kirchenkonzerte usw. für gewöhnlich außer unsere Betrachtung. Ganz fernhalten dürfen wir jedoch von ihnen unsern Blick keineswegs: teils weil es uns interessiert zu sehen, in welche Beziehungen die Musik zu jenen ferneren Zwecken tritt, teils weil die Grenzen nicht scharf sind, und weil manchmal auch dort oder da unflätliches Bedeutsames vorkommt. Darum wird es gut sein, ab und zu durch bemerkenswertere Beispiele an jene regelmäßig wiederkehrenden und besonders im Sommer hervorsteckenden Reihen von Aufführungen zu erinnern. Ins Einzelne zu gehen ist hier natürlich erst recht schwer; wer könnte beispielsweise aus den zahlreichen und reichhaltigen Prüfungs-Aufführungen, die das Sternsche Konservatorium wiederum vor kurzem veranstaltete, auch nur von einer Namein- und Qualitäten nennen, ohne entweder eine Zeitungsmannner zu füllen oder ungerechte Verdorngung zu üben? Wer findet Raum, um die Einbrüche aneinanderzusetzen, die er — fragen wir beispielsweise: von den älteren deutschen und neueren französischen Komponisten bekommen hat, wie sie Herr Organist B. Fregang u. a. in seinem diesmaligen Schlusskonzert vorkührte? Verbleibt ja ohnedies noch vieles, was sich uns zu hören und in der Musikliteratur zu lesen darbietet, teils ganz, teils vorläufig erwähnt!

Weshalb hatten wir Gelegenheit, die tüchtigen Leistungen der Berliner Sinfonie-Kapelle — und insbesondere ihres früheren Dirigenten Karl Zimmer hervorzuheben, der jetzt — warum wohl? — durch Herrn Robert Moser ersetzt ist. Ein Konzert am letzten Donnerstag (in der „Vranerei Friedrichshain“) zeigte wieder, daß die Herren musikalischen Aufgaben gut gewachsen sind; doch scheint es nach meiner Erinnerung, Herr Zimmer habe im Vortrag, besonders was das Motivische betrifft, plastischer gestaltet als Herr Moser. Den Hauptinhalt des Abends bildeten neuere amerikanische Kompositionen, und zwar anlässlich des Jubiläumstags der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Für diesen Teil des Konzerts war Dirigent Herr Edmund Tierisch vom New Yorker Sinfonie-Orchester. Die Stücke nun, die wir aus dem, wie üblich überlangen, Programm hören konnten, bieten keineswegs etwas besonders Exotisches dar, wie wenn wir etwa chinesische oder armenische oder negerweisen oder auch nur norwegische Lieder von Grieg zu hören bekommen. Sind ja doch die Komponisten, um die es sich hier handelt, hauptsächlich in europäischer Musikultur herangebildet! So zum Beispiel G. B. Schadow in Boston (geb. 1854) und besonders E. A. Mac Dowell in Boston (geb. 1861), der sogar längere Zeit an deutschen Konservatorien wirkte. Demgemäß bekamen wir recht Vertrautes zu hören, wie z. B. die Hochromantik, die sich in des letztgenannten „Indianischer Suite“ verrät. Jedenfalls ist diese ein des öfteren Hörens wertiges Stück; und vielleicht noch mehr gilt dies von der dramatischen Ouvertüre „Nepomene“ des erstgenannten — beide schon dem Umfang nach reichhaltig. Wie weit man nun nach etwa vier Stunden von einem nationalen Gesangscharakter dieser Musik sprechen darf, ist schwer zu sagen.

Doch fällt ein gewisser aphoristischer Zug auf, ein Bevorzugen interessanter Einzelheiten oder gar Bruchstücke statt großer einheitlicher Züge; sodann ein Ueberwiegen des Melodischen vor dem Polyphonen; und (namentlich bei Chadwick) ein Begünstigen kürzerer, wenig weit ausbreitender Gänge, verminderter Accorde, chromatischer Wendungen. Kleinere und leichtere Ware fand sich in einer „Ländelei („Vadinage“) von W. Herbert und in einer „Amerikanischen Patrouille“ von F. W. Meacham; beides geschickt gemachte, melodische Stücke, jenes mehr amüßig fein, dieses mehr populär, was ihm denn auch zu einem Dacapo verhalf. — Jedenfalls wäre es wohlgethan, uns öfter und in mehr künstlerischem Rahmen mit der gewiß weiten Kompositionswelt Amerikas bekannt zu machen, man fängt auch in diesen Dingen an, zu fühlen, daß man seinem Planeten mehr schuldet als Schutzoll in Kunst und verschiedenlichem andren, und daß man nicht ungestraft noch unter dem sogenannten Chinesentum bleiben darf. —

Geographisches.

ck. Von einer erfolgreichen Expedition nach Central-Afrika ist J. C. S. Moore, ein junger Forscher vom Royal College of Science in South Kensington zurückgekehrt. Er hat von der englischen königlichen geographischen Gesellschaft große Unterstüßungen erhalten; auf seiner Jahreswanderung von über 2000 englischen Meilen vom Zambesi nach Uganda hat er verschiedene wichtige Bereicherungen der Kenntnis Central-Afrikas gewonnen. Seine Reise brachte große Mühen mit sich, er hatte mit Kannibalen zu thun und ist auf Vulkane und Gletscher gestoßen. Er hat auch eine eisbedeckte Spitze „Sidschiwi“ in den Ruwenzori-Bergen (Mondbergen), die 16 500 Fuß hoch ist, bestiegen; der Aufstieg dauerte 10 Tage. Die Spitzen dieser Bergkette sind mit Eis von außerordentlicher Dike bedeckt, da der Schnee am Tage schmilzt und in der Nacht gefriert. Während des Auf- und Abstieges lebte Moore und die zwanzig ihn begleitenden Udschidschi von Ziegen, die sie mit sich führten und nach Bedarf schlachteten. Die Udschidschi waren von der Erscheinung des Eises so überrascht, daß sie Stücke davon nach Udschidschi zu tragen versuchten. Unter der tropischen Sonne lockte das Eis beinahe auf dem Wege. Zwischen dem Tanganjika und Albert Edward-See liegt ein „Kivu“ genannter See. Der beste Atlas verzeichnet ihn als etwa $\frac{1}{10}$ so groß, wie der Albert Edward-See. Moore, in dessen Begleitung der Geologe und Geograph Malcolm Ferguson war, fand, daß der Kivu größer ist, als der Albert Edward-See. Das Nordende des Tanganjika befand sich fünfzig Meilen westlich von der ihm bisher zugeschriebenen Lage. Zwischen diesem See und dem Kivu stieß die Expedition auf die Kannibalen. Es sind große, hellfarbige Menschen, die mehr wie Araber als wie Neger aussehen; sie sind geborne Diebe. Sie vernichteten den Reisenden viel Belästigung und töteten einige Träger, aber zu einem ernstlichen Kampf mit ihnen kam es nicht. Der Hauptzweck der Expedition war, in den Seen zu dredgen und die Meeresstiere, die Moore vor vier Jahren dort gefunden hatte, zu erforschen. Die Frage war, ob die Medusen und Crustaceen in den Tanganjika ursprünglich durch den Nil oder den Kongo gekommen sind. Da diese Meeresstiere in keinem der Seen nördlich vom Tanganjika zu finden sind, glaubt Moore, daß der Tanganjika mit dem Meere einmal durch ein großes Becken im Kongostaat vereinigt war. Als die Gegend sich hob und nur der Tanganjika-See im Innern Afrikas blieb, blieben auch die Medusen und Crustaceen zurück und ihre Nachkommen gedeihen dort heute noch. —

Aus dem Tierleben.

— Frösche und Wasserjungfern. Eine interessante Beobachtung, wie der grüne Teichfrosch sich der Wasserjungfern zu bemächtigen weiß, erzählt A. Manson in der „Revue Scientifique“. Am 5. Juni gegen 10 Uhr morgens herrschte zwischen Haffelt und Zonhoven (Belgien) eine unangenehme Hitze, die aber den Gradfliegern zufagte, denn sie schwirrten zwischen Fliegen und Schmetterlingen in Scharen über den schlammigen Gewässern eines großen Sumpfs; von Zeit zu Zeit näherten sich die Libellenweibchen der Wasserfläche, um ein Ei hineinfallen zu lassen. In jenen Sümpfen giebt es auch Frösche in großen Mengen; diese nahmen nun bei dem lebhaften Spiel der fliegenden Insekten über ihnen eine ganz hinterlistige Stellung ein. Behäbig, jedoch völlig regungslos lagen sie mit ihren Vorderfüßen auf Blättern und Zweigen der Wasserpflanzen und hielten den Kopf hoch. In dieser Stellung konnte sie Manson nur schwer von dem Grün der Wassergewächse unterscheiden, ja sie ähnelten in ihrem ganzen Aeußern so unbestreitbar den Bildungen von Wasserpflanzen. Diese aktive Schutzanpassung der Frösche an ihre Umgebung hatte nun für die beschwingten Sumpfbewohner einen sehr unangenehmen Nachteil. Sie setzten sich ohne Mißtrauen, als ob es ein Pflanzenteil wäre, auf so ein emporstehendes Froschmaul und waren im nächsten Augenblick erhascht. —

Naturwissenschaftliches.

— Vom Ursprung des Petroleums. Bei der weiten und allgemeinen Verbreitung des Petroleums hat die Erklärung seiner Entstehung bisher viel Schwierigkeiten gemacht. Anfangs glaubte man, so schreibt die Wochenschrift „Mutter Erde“, in verwesenden Pflanzenstoffen die Quelle dieser Oelmassen suchen zu müssen, dann neigte man sich der Ansicht zu, daß sie ein natürliches Destillationsergebnis tierischer Körper seien, die durch irgend-

welche plötzliche Naturkatastrophen in Massen um das Leben gekommen, begraben und verwest seien. Engler konnte aus Fischthran durch hohen Druck künstliches Petroleum darstellen und dieses Ergebnis sprach sehr für die soeben erwähnte Erklärung der Entstehung des natürlichen Petroleums. Nun haben die Herren G. Krämer und A. Spiller eine neue Erklärung für die Bildung dieses natürlichen Oeles geliefert: denn die so ungeheure Verbreitung desselben über die ganze Erde und in solchen Mengen ist mit dem doch immer nur lokalen und episodenhaften Eintreten solcher Massenstüßungen von Seeetieren nicht recht in Uebereinstimmung zu bringen. Auf dem Gute Ludwigshof in der Uckermark findet sich ein großes Diatomeenlager als Untergrund eines Torfbrüchtes, also ein altes Seebecken, in dem die Kieselpanzer tragenden Pflänzchen lebten. Die Diatomeenerde enthält 76 Proz. Kieselsäure und giebt beim Ausziehen durch ein Lösungsmittel 30 Proz. eines paraffinartigen Stoffs ab, der dem Erdwachs oder Ozokerit sehr ähnlich ist. Aus diesem künstlichen Diatomeenwachs läßt sich nun ebenso wie aus dem galizischen Ozokerit ein Erdöl darstellen, das dem natürlichen Petroleum sehr nahe verwandt ist. Dieses letztere besitzt allerdings viel weniger ungesättigte Kohlenwasserstoff-Verbindungen; die Verfasser des genannten Aufsatzes behaupten indessen, daß die ungesättigten Verbindungen sich bei dem natürlichen Erdöl im Laufe der Zeit durch Selbstverdichtung in gesättigte umgewandelt haben können. —

Humoristisches.

— Höchstes Mißtrauen. A.: „Der Herr Oberförster muß aber ein rechter Aufschneider sein!“ — W.: „Und ob! Dem glaub' ich nicht einmal mehr das Gegenteil!“ —

— Anno dazumal. Duodezfürst (zu seinem Minister des Aeußern): „Welch' eigentümlicher Geruch durchzieht mein Land?“ — Minister: „Im Nachbarstaate, Hoheit, wird Kaffee gebrannt!“ —

— Ein Vorsichtiger. A.: „... Aber lieber Freund, warum heiratest Du nicht?“ — W.: „Ja weißt Du, so lange für die Standesämter nicht Notausgänge eingerichtet werden, frau' ich mich nicht hinein!“ — (Flieg. Bl.)

Notizen.

— In Heft 19 des „Kunstwarts“ wird die Errichtung einer Goethe-Stiftung angeregt. Sie soll der Unterstützung des wertvollen dichterischen Schaffens im Wettbewerb mit der bloßen Unterhaltungslitteratur dienen. In einer Petition an den Reichstag soll beantragt werden: „Der Goethe-Stiftung wird aus Reichsmitteln eine jährliche Beihilfe von 250 000 M. gewährt. Das Urheberrecht an Dichtungen erlischt fortan nicht mehr zu einem bestimmten Zeitpunkt, sondern geht dreißig Jahre nach dem Tod des Urhebers in das Eigentum der Goethe-Stiftung über.“ —

— Die Berliner Secessionsbühne wird im Juli in Wien Schlaifers „Hinrich Lorenzen“ auführen. —

— „Der Leibalte“, Komödie von Lothar Schmidt, hatte in Prag mit Albert Heine in der Titelrolle großen Erfolg. —

— „Der letzte Knopf“, das dreialtige Volksstück von Julius v. Gans-Ludassh, das für Berlin von der Censur nicht freigegeben wurde, ist von der Direktion des Olympia-Theaters in Stockholm angenommen worden. —

— Jgnaz Brüll hat die Komposition seiner neuesten Oper „Der Herr der Berge“ (Text von Gustav Raftrop) beendet. Das Recht der Erstaufführung hat sich Dr. Löwe für das Breslauer Stadt-Theater gesichert. —

— Direktor Waldmann vom Apollo-Theater soll direktionsmüde sein und das Scepter niederlegen wollen. Banmeister Ziegler, der Besitzer des Theaters, wird, wie man sagt, fortan sein eigener Direktor sein. —

— Der italienische Musikschriftsteller P. Cambiasi hat es unternommen, biographische Notizen über sämtliche Komponisten italienischer Opern zu sammeln. Die Zahl dieser Komponisten beläuft sich auf rund 2250. Diese 2250 Komponisten haben im ganzen 14 000 Opern komponiert, von denen aber nur 80 heute noch aufgeführt werden. —

— Die Souja-Kapelle, die augenblicklich auf der Pariser Weltausstellung spielt, wird ihre Berliner Konzerte am 29. Juli wiederum im Garten des Neuen Opernhauses (Stroll) beginnen. —

— Im wissenschaftlichen Theater der Urania findet heute die letzte Sonntags-Aufführung des Vortrags „Von den Alpen zum Vesuv“ statt. Am Sonnabend wird Herr Franz Geerle zum erstenmal einen Vortrag über die Weltausstellung in Paris halten. —

— ee. Die Ausfuhr russischer Altertümer soll verboten werden. Die Moskauer archäologische Gesellschaft hat ein Projekt ausgearbeitet, demzufolge es streng verboten werden soll, russische Altertümer ins Ausland zu schaffen. Außerdem soll den Ausländern verboten werden, in Rußland Ausgrabungen zu veranstalten, da derartige Ausgrabungen von Jahr zu Jahr häufiger werden. —